

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 42 (1959)
Heft: 4

Artikel: Gott sprach zu sich selber (3. Fortsetzung)
Autor: Brauchlin, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-410877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hier an den Grenzen unseres Erkenntnisvermögens stehen. Unser Wissen über diese Dinge ist nicht so sicher und gewiß, wie dies für uns wünschenswert wäre. Darum kann hier der Christ auch nicht so tun, als ob er alles wüßte.»

IV.

Wir haben nicht die Absicht, hier ausführlich noch einmal zu begründen, warum wir die christliche Lehre von der Unsterblichkeit als eine Unwahrheit bestimmt ablehnen. Dr. Hans Titze sagt uns hiezu ganz Wesentliches in seiner eingangs erwähnten Arbeit. Wir begnügen uns heute damit, Herrn Theologieprofessor Hans Schär für seine schöne Aufrichtigkeit zu danken und ihm folgende 4 Fragen vorzulegen:

1. Wenn doch, wie zugestanden, auch die Theologie über die Unsterblichkeit nichts Rechtes weiß und nichts ausmachen kann, wie will es denn die Kirche sittlich verantworten, daß sie im kirchlichen Unterricht, in der Predigt und in der Abdankung am Grabe ihre Unsterblichkeitslehre als den Grundgehalt ihres Glaubens ausgibt?

2. Der Unsterblichkeitsglaube wird getragen vom Glauben an ein reales Jenseits. Ohne jenen göttlichen Jenseitsbereich ist Unsterblichkeit ein Nonsens, eine bare Unmöglichkeit. Aber — Hand aufs Herz! — weiß die Theologie über jenes göttliche Jenseits auch nur einen Deut mehr als über Unsterblichkeit? Wäre es nicht angebracht, gegenüber diesem göttlichen Jenseits mit derselben schönen Aufrichtigkeit einzubekennen, daß auch hier die Theologie nichts weiß? Daß auch hier die Christen nicht so tun sollten, als ob sie alles wüßten?

3. Wenn der Christenglaube, wie zugestanden, über die Unsterblichkeit nichts weiß und trotzdem an ihr festhält, so wird er hier offenkundig das Opfer seines Wunschdenkens. Der moderne Diesseitsmensch will aber einem solch primitiven Wunschdenken nicht zum Opfer fallen. Er richtet seine Wünsche nach dem realen und relativ erkennbaren Sein; er weiß nur zu gut, daß das Sein sich ja doch nicht nach unseren Wünschen richtet. Fehlt dem Christenglauben die Kraft, sein kindisch-kindliches Wunschdenken aufzugeben? Wohin aber muß

das führen, wenn die Folgen dieser christlichen Schwäche gegenüber dem Wunschdenken als Wahrheit, als absolut gültige Wahrheit ausgegeben werden?

4. Der Christ verlangt, daß das Menschenleben einen Sinn habe. Darin hat er recht, das verlangen auch wir. Nur wissen wir, daß dieser Sinn dem Leben nicht von so fiktiv gewordenen Dingen wie Jenseits und Unsterblichkeit her zukommt. Wir sind überzeugt, daß der Mensch selbst seinem Leben einen Sinn geben muß als Dienst an den streng diesseitigen, uns allen auferlegten kulturellen, sozialen und sittlichen Verpflichtungen. Der Christ aber will seinen Lebenssinn ausschließlich aus Jenseits und Unsterblichkeit beziehen. Ja, meint er denn wirklich, daß sich die harte Realität der Tatsächlichkeit und daß sich die Struktur des Kosmos auf diese christlichen Sinngebungswünsche hin ausrichten werde? Der Christenglaube sieht ein, daß er von Jenseits und Unsterblichkeit nichts weiß — warum will er denn an dieser christlichen Normung seiner Sinngebungswünsche unter allen Umständen festhalten? Fällt ihm denn die Einsicht so schwer, daß gewiß auf Sinngebung unter keinen Umständen verzichtet werden darf, daß aber diese Sinngebung sich den realen Möglichkeiten anzupassen hat? Erwartet denn der christliche Infantilismus wirklich, daß irdische Realität und irdischer Kosmos irgendwo einen göttlichen Sonderbereich aus sich ausscheide und so Unsterblichkeit ermöglichen nur deswegen, weil die kleine, heute noch gläubige Christenschar Jenseits und Unsterblichkeit für ihre ganz spezifisch christliche Normierung ihrer Sinngebung nötig zu haben meint?

Wird wohl der verehrte Herr Professor unsere 4 Fragen beantworten? Das wäre recht lieb von ihm! Omikron

Der Mensch wird ein Sophist und überwitzig, wo seine gründlichen Kenntnisse nicht mehr hinreichen; alle müssen es folglich werden, wenn von Unsterblichkeit und Leben nach dem Tode die Rede ist. Georg Christoph Lichtenberg

Gott sprach zu sich selber

Von Ernst Brauchlin

3. Fortsetzung

Ja, mein Freund und Widerpart *Mephisto* — verzeiht mir, liebe Menschen, wenn ich lache, was sich ja sehr ungöttlich ausnimmt — und *ich* sind im Moralischen sozusagen siamesische Zwillinge, untrennbar miteinander verwachsen, einer ohne den andern nicht denkbar. Gelehrter gesagt: wir sind polare Erscheinungen, ich als das Prinzip des Guten, er als das des Bösen. Dem muß so sein; Urteile gibt es nur auf Grund von Verschiedenheiten; sagt man «groß», muß man schon Kleines gesehen haben. Eigentlich handelt es sich nur um Gradunterschiede; aber bei uns ist das anders. Ich gelte als das Absolut-Gute, überhaupt als das Absolute, Vollkommene, der Teufel, in christlicher Sicht, als das Absolut-Böse. Mich lieben und fürchten die Menschen, ihn fürchten sie bloß, und doch gibt es seltsamerweise kein Wort «teufelsfürchtig», aber «gottesfürchtig» gibt es. Ist vielleicht im Unterbewußtsein die Furcht vor mir noch stärker als die Liebe wie vor einigen hunderttausend Jahren, als die Dämonen nur gefürchtet, nicht geliebt wurden?

Uebrigens vertragen wir uns ganz gut miteinander. Einmal hat *Mephisto* im Selbstgespräch in bezug auf mich sogar gesagt: «Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern und hüte mich, mit ihm zu brechen.» Das ist auch ganz natürlich, wir arbeiten einander in die Hände: Seelen, denen irgend ein katholischer Priester kraft seiner

Schlüsselgewalt den Himmel verschlossen hat, schiebe ich ihm zu, und er besorgt dann das Weitere. Hinwiederum verdanke ich ihm den Gewinn vieler Seelen, die im Gewande des menschlichen Körpers Todsünden begangen hätten, wenn sie nicht durch die Angst vor ihm und seiner Folterkammer davon abgehalten worden wären.

Als menschliche Idee komme ich mir eigentlich sehr einfach vor, trotz all den Widersprüchen, in die mich die Theologen verwickelt haben: Dem harmlosen Gemüt, das die Mahnung, an religiöse Dinge nicht mit dem Verstand zu rühren, getreulich befolgt, bin ich der liebe himmlische Vater, der es allerwegen gut meint, auch wenn er zürnt oder lebenslängliche Prüfungen über den Dulder verhängt. Auch daß ich allgegenwärtig bin, ist ein unkomplizierter Gedanke; man weiß stets, wo ich bin: im Keller, auf der Landstraße, wo ein Unglück passiert, auf dem Schlachtfeld und zugleich immer auch im Himmel. Der Teufel dagegen ist bald da, bald dort und wechselt fortwährend die Gestalt, vom Glaubenszweifel bis zur sinnlichen Begehrlichkeit, immer bemüht, dem Menschen eine unseligmachende Falle zu stellen. Er bringt es sogar fertig, sich in kaum geborene katholische Kinder hineinzuschmuggeln, so daß er erst ausgetrieben (exorziert) werden muß, bevor die armen Würmer zum Taufstein getragen werden dürfen. Er ist, besonders bei den Katholiken, populärer als ich; denn *er* wird in Predigten, in den Beichtstühlen und bei priesterlichen Hausbesuchen an die Wand gemalt, nicht ich. Er würde mich auch ganz bestimmt überleben, wenn wir eben nicht so etwas wie siamesische Zwillinge wären; so wird der Tod des einen den des andern nach sich ziehen. Aber das läßt noch

Gräblis verfehlte Frühzündung

Im Freidenker Nr. 1/1959 haben wir mit einer kurzen Notiz, betitelt «Die Karten aufgedeckt», die Leser auf Pfarrer U. Gräbli aufmerksam gemacht, der als Vertreter der Evangelischen Volkspartei im Zürcher Gemeinderat eine Attacke gegen die Volksschule geritten hat. Das Votum hat berechtigterweise Staub aufgewirbelt. Die Zürcher Presse befaßte sich eingehend mit der tumultösen Sitzung. Der Redaktion des «Freidenkers» sind denn auch von verschiedener Seite Zeitungsausschnitte und Texte zugegangen, in der Meinung, daß wir uns auch unse-
rerseits mit dem Votum des streitbaren Pfarrers befassen.

Wir könnten unsere Stellungnahme nicht besser zum Ausdruck bringen als dies die «Neue Zürcher Zeitung» getan hat (vgl. NZZ Nr. 3730 vom 11. Dezember 1958), die wir nachfolgend zum Abdruck bringen. Es ist für einmal erfreulich, feststellen zu können, daß sich der Freisinn auf den Geist der Gründerzeit besonnen hat und daß dieser ab und zu doch wieder lebendig wird, wenn es die Klerikalen gar zu bunt treiben. Unter dem Titel «Tumult im Gemeinderat» schreibt die NZZ:

«Man muß in den Annalen des Zürcher Gemeinderates weit zurückblättern, um eine Parallele zum heftigen und lärmreichen Intermezzo zu finden, das sich in der letzten Sitzung anläßlich der Beratung der *Stipendienverordnung* ereignet hat. Das zweifelhafte Verdienst für den Zwischenfall gebührt einem Vertreter der *Evangelischen Volkspartei*: Pfr. Gräbli glaubte die Gelegenheit benützen zu müssen, um eine *fulminante Attacke* gegen die *Volksschule* zu reiten. Der Anlaß für seine vorbereitete Philippika war geringfügig; es ging um die Frage, ob auch die Besucher von dritten Sekundarklassen der Privatschulen stipendienberechtigt sein sollten oder nicht. Die Sprecher der Mehrheit und der Minderheit befehligten sich eines zurückhaltenden Tons und vermieden es peinlich, den kulturpolitischen Zündstoff zu entflammen. Der Sprecher der kleineren unter den beiden konfessionellen Parteien warf aber mit dem ihm vertrauten Pathos des Volks- und Weltverbesserers den Funken ins Pulverfaß und zog aus einer pseudohistorischen Ableitung den Schluß, daß man sich mit äußerster Vorsicht gegenüber der gefährlichen Staatsschule wappnen müsse. Dabei ließ er sich u. a. zu folgenden Insinuationen herbei:

auf sich warten. Zwar verblässen unsere Bilder im allgemeinen ganz bedenklich (die verwünschte Naturwissenschaft!). Doch mit dem menschlichen Gehirn ist's wie mit alten Firmatafeln: Der neue Geschäftsinhaber mag seinen Namen noch so blickfängerisch auf den überlätzten Grund malen lassen, mit der Zeit treten doch die alten Schriftzeichen wieder hervor.

Nun, vorläufig leben wir beide noch und regieren gegeneinander die Welt, obwohl nur mir die Herrschergewalt zuerkannt wird, denn die Christen wollen *Monotheisten* sein. Daraufhin muß ich mich selbstkritisch betrachten, obwohl dies zu tun nicht im Wesen der Gottheiten liegt, da sie sich für vollkommen halten, wie sich's auch bei den Menschen, die sich zu Götchen oder Göttern aufplustern, deutlich zeigt. Weil ich aber nichts anderes als eine mit dem Namen «Gott» behaftete menschliche Idee bin, kann ich mich einer Selbstbetrachtung wohl unterziehen.

Und da muß ich schon sagen: Ich gewinne kein klares Bild von mir, in so viel Widersprüchen stecke ich. So soll ich nach der monotheistischen Lehre alleiniger Gott sein. Aber ich habe, wie die Menschen behaupten, einen *Sohn*. Das mag schon richtig sein, wenn man mich als menschliche Idee betrachtet, denn aus einer Idee können andere hervorgehen, befreiende, erlösende sogar. Aber die Menschen meinen es nicht so; sie personifizieren den Sohn so gut wie mich, sie setzen ihn mir zur Rechten, und dann soll ich ihn zur Erde geschickt haben, um die Menschen von der Sündhaftigkeit zu erlösen, die ich als Schöpfer ihnen beigebracht habe. In der Bibel heißt es, daß ohne meinen Willen kein Sperling vom Dache

Man muß die Schule aus der Vormundschaft des Staates lösen . . . Die Staatsschule kann zu einem Hort nicht der Freiheit, sondern der Versklavung werden . . . Ich sage nach wie vor (d. h. nach dem Ordnungsruf des Präsidenten), daß die Staatsschule eine Gefahr ist.

Diese pointierten Auslassungen riefen steigenden Protest hervor, und sowohl der Präsident der Evangelischen Fraktion als auch die Christlichsozialen beeilten sich, von den Formulierungen des tumultverursachenden Fanatiklers abzurücken. In der Sache allerdings hat Pfr. Gräbli lediglich das deutlich ausgesprochen, was latent und unter der Verhüllung so einladender Thesen wie «Elternrecht», «freie Schulwahl», «Gleichberechtigung» und «Toleranz» die *Schulpolitik konfessioneller Prägung* überhaupt kennzeichnet — und dafür darf man ihm, trotz der entstandenen Erregung, eigentlich Dank wissen. Sein Votum hat der friedlich schnurrenden Katze der Bekenntnisschule die Schelle umgehängt: Das letzte Ziel der Gegner des sogenannten «Schulmonopols» ist die *Zerschlagung der konfessionell neutralen Volksschule*, der Weg zu diesem Ziel die Unterminierung des Vertrauens in die Volksschule und deren Verächtlichmachung als unchristlich, geistig haltlos und monopolistisch. Die saftigen Kostproben, die der gemeinderätliche Votant der EVP zu diesem Thema serviert hat, sind deshalb nicht als verunglückte Entgleisungen eines Uebereifrigen abzutun, sondern als — taktisch zweifellos ungeschickt präsentierte — Symptome einer Mentalität zu werten, die in beiden konfessionellen Parteien vorhanden ist und geschürt wird. Was etwa auf katholischer Seite unter dem verhänglichen Stichwort des «Elternrechts» segelt, hat der mehr auf Direktheit angelegte evangelische Redner ungescheut in plastischer Klarheit und Ehrlichkeit zum Ausdruck gebracht.

Der Zeitpunkt dürfte gekommen sein, wo die verantwortlichen Instanzen beispielsweise der *reformierten Landeskirche* des Kantons Zürich, die sich in vielen anderen Dingen nicht eben durch Wortkargheit auszeichnen, zu der im Namen dieser Kirche und im Namen des Evangeliums betriebenen *Stimmungsmache* Stellung nehmen sollten. Billigt der Kirchenrat, billigt die Synode die fortgesetzten Angriffe auf die öffentliche Schule aus Kreisen, die sich bei politischen Wahlen jeweils als die approbierten Vertreter des Protestantismus ausgeben? Nehmen sie es widerspruchslos hin, daß schlecht informierte Pfarrer unbesehen die Lehren des katholischen Kirchenrechtes übernehmen und die auf Verfassung und Gesetz beruhende Volksschule der Unchristlichkeit bezichtigen? Ein *klärendes Wort* zu einer Angelegenheit, die in zunehmendem Maße das protestantische Volk

falle und daß die Haare auf den Häuptern der Menschen gezählt seien, was doch bedeuten soll, daß nicht das Geringste ohne mein Wissen und meinen Willen geschehe. Wer ist also dran Schuld, wenn die Menschen sündhaft sind?! Dann schickte ich auch noch den Heiligen Geist in Gestalt einer Taube zur Erde nieder, damit er der Taufe im Jordan beiwohne. Ich war damals also ganz allein, und es ging auf Erden so gut und so schlecht wie vorher und wie nachher wieder, als wir wieder ein Triumvirat bildeten, das die Christen Dreieinigkeit nennen und wobei sie behaupten, daß sie Monotheisten seien.

Den Monotheismus haben sie aber nicht erfunden, sondern von den Juden übernommen, und bei diesen hatte er sich mit einer gewissen Notwendigkeit gebildet, aus ganz bestimmten Verhältnissen heraus, wie ja alles Seiende seine Ursache hat; man darf nur im Suchen darnach nicht zu bald ermüden und sie auch wirklich finden *wollen*. Zunächst hat man sich nun an die Tatsache zu erinnern, daß Sklavenmenschen und lange unterdrückte Völker oder Gesellschaftsschichten mit der Freiheit, zu der sie auf einmal gelangen, vorerst gar nichts anzufangen wissen. Es kommt wie ein Rausch über sie, sie kennen keine Schranken mehr. Das war bei den Juden nach vierhundertjähriger Sklaverei in Ägypten nicht anders; sie waren nicht ein frommes, sanftes Völklein, das sich nach seiner alten Heimat sehnte. Der Auszug ging damit an, daß sie den Ägyptern «silberne und goldene Geräte und Kleider entwandten», mit andern Worten: daß sie plünderten. Da stand Moses vor einer sehr schwierigen Aufgabe, die «sechshunderttausend Mann

mit dem schillernden Begriff der ‚christlichen Politik‘ zu verwirren droht, wäre nicht unnütz.

Der Gemeinderat war großzügig genug, die Absolventen der Privatschulen das provokative Votum nicht entgelten zu lassen, das die erfahreneren Leute aus der anderen konfessionellen Partei nach Kräften zu mildern bemüht waren, wobei sie selbst mit ungeahntem Lob auf die Volksschule nicht geizten. Man erhielt aber einen *Vorgeschmack* der kulturpolitischen Zuspitzung, die unserer Demokratie das Ueberhandnehmen der sogenannten christlichen Politik beschern würde, und mochte sich fragen, ob das in neuerer Zeit zu beobachtende Entgegenkommen der öffentlichen Hand gegenüber den konfessionellen Schulen eines Tages nicht recht schlecht gelohnt würde. Den Heißspornen in beiden konfessionellen Parteien hat das lebhaft parlamentarische Intermezzo immerhin gezeigt, daß man *vorläufig wenigstens in Zürich die Volksschule nicht ungestraft verleumdet.*»

Diesen uns aus dem Herzen gesprochenen Worten haben wir nichts beizufügen. Es ist nur zu hoffen, daß die «Frühzündung» nicht nur im Rat, sondern auch im Volke gebührend aufgeweckt hat. Vielleicht gibt diese Polemik und das saure Reagieren der Presse auch den protestantischen Bundesräten zu denken oder gar einen «Vorgeschmack», wie die Mehrheit des Schweizervolkes auf die in Aussicht gestellte und immer noch im Werden begriffene Botschaft über die sogenannten «Ausnahmebedingungen der Verfassung» (Jesuitenverbot usw.) reagieren könnte. Bunderat Markus Feldmann ist tot, leider, doch sein Geist lebt weiter und ist auch fürderhin wachsam. Davon hat uns Zürich überzeugt.

Die Dogmen des Christentums, seine Mysterien und Mirakel, sein in Gehorsam verwandelter Glaube, seine besserwisserische, klerikale Alleinherrschaft waren mir immer fremd, ja unbegreiflich. Credo quia absurdum! Zu glauben, weil es absurd ist, erschien mir als die Blüte des Absurden, als der Triumph der geistigen Schwäche, als die perverse Seligkeit der Armen im Geiste.

Hermann Kesten

ohne die Kinder» im Zaume zu halten. Er mußte diktatorisch vorgehen, ohne als Diktator zu erscheinen, denn einen solchen hätte sich das eben der Sklaverei entronnene Volk nicht gefallen lassen. Es gelang ihm, indem er seine Maßnahmen auf einen höheren Willen zurückführte, auf einen Gott, der nur für dies eine Volk da war, für es sorgte, es als *sein* Volk auserwählte, für diese Auszeichnung von ihm aber auch verlangte, daß es ihm unbedingt gehorche und keine andern Götter neben ihm habe (genau wie Moses keinen Dreinredner dulden durfte).

Aus diesem jüdischen Volksgott bin ich dann zum christlichen Weltgott geworden. Wann? Wie? Bevor ich meinen Sohn zur Erde schickte? Oder durch ihn? Oder durch Paulus, der mit dem auf das kleine Völklein am Jordan beschränkten Gott in Griechenland und Rom nichts hätte anfangen können? Man denke: im Weltreich Rom! — Müßige Fragen! Götter wandeln sich wie die menschlichen Ideen, denn sie sind ja nichts anderes als solche. Wandlungen gehen aber nicht in allen Köpfen vor sich; es ist also ohne weiteres begreiflich, daß neben mir Christengott Jahve fröhlich weiter existieren kann, wie ja auch der protestantische Gott den katholischen nur in einigen Millionen Köpfen zu verdrängen vermochte.

Im weitem Verlauf der Geschichte, Jahrtausende nach Moses, mußte ich der eine, einzige, diktatorische, allmächtige Alleingott bleiben, nämlich als Personifikation der diktatorischen katholischen Kirche. Dann aber genügte meine Alleinigkeit, ja sogar meine Dreifaltigkeit den Bedürfnissen doch nicht: es fehlte das Spiegelbild der kirchlichen Hierarchie (Rangordnung der geistlichen Gewalt

Freidenker-Schulung

Freidenkertum ist Humanismus; Anthropologie gegen Theologie. Humanismus beruht auf dem Prinzip des Menschen, das heißt auf dem Prinzip der Vernunft und der durch sie erzeugten und geleiteten wissenschaftlichen Welterkenntnis. Die geistige Grundlage des Freidenkertums und des Humanismus ist die wissenschaftliche Weltanschauung oder das wissenschaftliche Weltbild, einschließlich der Lehre oder Methode vom wissenschaftlichen Denken und Erkennen.

Die Geschichte des Freidenkertums und des Humanismus ist identisch mit der Geschichte der Wissenschaft, die sich in der antiken und neuzeitlichen Philosophie ihren Weg bahnte und zu allgemeiner, selbständiger Bedeutung durchbrach. Ich brauche nur einige markante Leitsätze zu zitieren, um diese große Tradition zu beleuchten.

Mensch, erkenne dich selbst! Dieses Gebot stand nicht nur eingemeißelt über dem griechischen Heiligtum zu Delphi, es steht auch am Eingang zur Philosophie.

Nichts ist gewaltiger als der Mensch. Sophokles.

Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Protagoras.

Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zu sein. Kant.

Der Mensch muß sich in der Welt selbst forthelfen, und dies ihn zu lehren, ist unsere Aufgabe. Pestalozzi.

Das absolute Wesen ist für den Menschen der Mensch selbst. Feuerbach.

Das höchste Wesen für den Menschen ist der Mensch selbst. Folglich muß man alle Beziehungen vernichten, in denen der Mensch ein niedergedrücktes, versklavtes, verachtetes Wesen ist. Marx.

Ein Wesen gibt sich erst als selbständiges, sobald es auf eigenen Füßen steht, und es steht erst auf eigenen Füßen, sobald es sein Dasein sich selbst verdankt. Marx.

Die Frage ist bisher immer gewesen: Was ist Gott? und die deutsche Philosophie hat diese Frage dahin gelöst: Gott ist der Mensch. Der Mensch hat sich nur selbst zu erkennen, alle Lebensverhältnisse an sich selbst zu messen, nach seinem Wesen zu beurteilen, die Welt nach den Forderungen seiner Natur wahrhaft menschlich einzurichten, so hat er das Rätsel unserer Zeit gelöst. Engels.

ten), es fehlten Mittelglieder zwischen dem großen, fernen Gott und den kleinen Menschen, und drittens fehlte die sanfte Weiblichkeit, an die man sich mit seinen Nöten so viel leichter wendet als an den strengen Herrn Gott und Weltbeherrscher.

Also wurde der Himmel bevölkert mit Nothelfern und einer sich stets vergrößernden Menge von Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich in kluger Arbeitsteilung der verschiedenen Uebel und Anliegen der Menschen annehmen und als Patrone von Städten, Ständen, Berufen usw. walten. Damit ersparen sie mir, dem Herrn, mich mit den menschlichen Lappalien abzugeben, obwohl ich dann doch wieder derjenige sein soll, von dem die Kinder glauben müssen, er sehe ihnen stetsfort auf die Finger und in die geheimsten Gedanken. Vor allem aber ist es Maria, auch Mutter Gottes genannt, die als Fürbitterin einen ungeheuern Zulauf hat. In allen katholischen Kirchen findet man ihre Standbilder, und bei Prozessionen wird sie in den Straßen umhergetragen.

Trotz diesem dichtbevölkerten Himmel halten sich die Christen für Eingottgläubige. Der Protestantismus hat dann zwar im Himmel die große «Säuberung» vorgenommen, wie man heutzutage sagen würde. Ich bin zusammen mit meinem Sohne und dem Heiligen Geist wieder allein, bin den Menschen nahe und — doch so fern durch die unerbittliche Gnadenwahl. Aber davon wissen die Gläubigen in der Regel nichts; in der Vorstellung der inbrünstigen Beter und nach dem Willen der geistlichen und weltlichen Führer bin ich vorläufig noch der «liebe» Gott, der immerhin nicht mit sich spaßen läßt.